

DAS ERSTE KAPITEL

fängt mit der Kuh an und berichtet, wie die Schieben-Männer heimkehren.

Krieg ist Krieg; Daran ist nichts zu ändern. Und ob es ihr passt oder nicht: Die Herren aus der Kommission führen der Schieben-Sara die einzige Kuh aus dem Stall.

Auch die Heimat muss ihre Opfer bringen für die Front, sagt der Leutnant in grauer Uniform und mit steifem Tschako und stellt der Schieben-Sara einen Zettel aus.

Warum man aber akkurat ihr die letzte Kuh wegführt? schreit sie verzweifelt, wo es doch ihre einzige ist! – und ob es nicht Opfer genug war, dass ihr Mann und ihr Sohn schon im vierten Jahr im Feuer stehen? Haben die Herren denn kein Herz im Leib, kein Erbarmen? Sehen sie nicht, wie die ganze Wirtschaft heruntergekommen ist? Warum requiriert man nicht auch beim Reicheln-Karl? Weil er Kurator ist? Der hat doch elf Kühe und fünf Büffel und drei Paar Ochsen – und ihm hat man nichts genommen. Und in den Krieg ist er auch nicht gezogen, obwohl er gerade so gesund ist wie andere, die ins Feuer mussten. Wo denn da die Gerechtigkeit bleibt?

Und auf einmal überkommt sie der Husten, so ein gequälter Husten ohne Stimme, der irgendwo in ihrer Brust sitzt und nur die Schultern leicht schüttelt und ihr Elend deutlicher macht als alle ihre Klagen.

Aber die Herren aus der Kommission können ihr nicht helfen. Der kleine Dicke mit dem schwarzen Borsalino auf dem Kopf zuckt die Achseln. Der andere, ein Tierarzt vom städtischen Schlachthaus, nuschelt am erloschenen Zigarrenstummel zwischen seinen gelben Zähnen und beruhigt die Sara, die immer noch dasteht und hustet. Das Vieh vom Reicheln-Karl wär halt Zuchtvieh, sagt er; darum dürft man's nicht requirieren. Und der Leutnant von der Garnison reicht ihr den fertiggeschriebenen Zettel. Sie soll jetzt nicht mehr lamentieren, sondern sich dies Papier gut aufheben und, wenn der Kaiser die Franzosen und die Russen und Italiener geschlagen hat und der Krieg vorbei ist, in die Stadt kommen damit. Dann wird sie ihre Kuh wieder kriegen. Eine Kuh

mit solchen Hörnern und so einem Euter! Haha!

Ja, und dann ist der Krieg zu Ende, aber der Kaiser hat ihn verloren, und die Schieben-Sara bleibt mit dem Zettel.

Im Oktober, im Jahre des Herrn 1918, kehren die ersten vier Kleinsommersberger aus dem Krieg zurück. Sie allein sind übriggeblieben von den elf Landsleuten, die in ihrem Bataillon gekämpft haben.

Einen langen Weg haben sie hinter sich. Auf Pferdewagen, zu Fuss, mit der Eisenbahn. Ohne Kaiser, ohne Kommando, ohne einen Kreuzer im Beutel. Das Wenige, das ihnen nach der Kapitulation von der Ausrüstung geblieben, das haben sie umgetauscht: die alten, zerschlissenen Decken um Wegzehrung für die ersten Tage, das Essgeschirr um ein Nachtquartier, ihre Lederkoppel um einen Platz in einem Postwaggon, und selbst die Knöpfe haben sie sich der Reihe nach von der Uniform abgeschnitten und Tabak dafür eingehandelt. So haben sie sich durchgeschlagen durch fremdes Land, überall Misstrauen, selten ein Fünkchen Mitleid, und auf allen Strassen schlimme Gerüchte über allerlei Veränderungen in der Politik – das allein ist ihnen begegnet auf der beschwerlichen Heimfahrt.

Eine halbe Stunde noch mit der Eisenbahn das letzte Stück nach Hause, dann endlich haben sie wieder den Kleinsommersberger Staub unter ihren vertretenen Soldatenstiefeln; links und rechts neben der Strasse liegen nicht mehr fremde Felder, sondern zu jedem gehört ein bekannter Name und ein Stück Erinnerung. Schon nähert man sich den Fichten, die schwarz und starr über den Friedhofshecken stehen, bald wird auch das Leutebegrüssen anfangen.

Da ist auf einmal alles vergessen, der ganze Krieg, der ganze mühselige Heimweg, alle Gerüchte – nur noch die dumpfe Ungewissheit ist in ihnen, die sich nun auf einmal in einem heftigen Herzklopfen zusammendrängt: Wie werden sie Haus und Hof vorfinden? Wie die Frau und die Kinder?

Dann sind die ersten Häuser da mit ihren hohen Gassentoren und die Sitzbänke vor den Sockeln mit den ersten Weibern darauf. Die schlagen die Hände zusammen, sie reissen die Augen auf, sie rufen «Jesus Maria!» und vergessen vor Aufregung für den Gruss zu danken. Und die Kinder, die so gross geworden sind, dass man sie nicht mehr erkennt, die fürchten sich, weil die vier Männer so struppige Gesichter haben und so abgerissen sind wie die Zigeuner.

Auf dem Kirchplatz trennen sie sich.

Der Balthes-Hans hat seinen Hof in der Mittelgasse und biegt nach links

ein. Der Gergesch-Valten, der es bis zum Unteroffizier gebracht hat, wohnt hinter der Kirchenmauer und nimmt's also geradeaus. Und der Mohn-Lienerth und der Schieben-Misch gehen zusammen weiter. Denn sie sind Nachbarn und müssen noch die ganze Hirtengasse hinunter, bis ans andere Ende von der Gemeinde, wo ihre Höfe liegen.

Sie haben die letzten Stunden kein Wort geredet miteinander. Aber wie sie nun vor ihren Häusern ankommen, ist es beiden plötzlich zumut, als müssten sie einander Kurasch machen. Der Schieben-Misch hat nur seine Sara, der Mohn-Lienerth nur seine Tochter, die Gret; wie alles Weibsvolk in solchen Momenten werden die natürlich heulen, und man hat längst vergessen, wie man trösten soll.

«Also Misch», sagt der Mohn-Lienerth, «wenn deine Sara halt nicht alles so in Ordnung hat halten können ... sag ihr, ich lass sie grüssen ... und wenn ihr's schwer haben werdet in der ersten Zeit, wollen wir euch schon beistehen.»

«Ist gut, Nachbar», sagt der Misch, «und auch von mir einen Gruss für die Gret. Und am Abend kommt ihr vielleicht zu uns herüber. Dass wir uns ein wenig besprechen aufs erste.»

Dann treten die beiden Kompagniekameraden, jeder durch sein Türchen, in ihren Hof.

Eine lange Stunde vergeht, bis die Sara sich beruhigen kann. Der Schieben-Misch muss sie in seinen Armen halten, sie streicheln und sie bitten, sie soll doch nicht so heulen. Und ihr immer wieder gut zureden, wenn der schlimme Husten sie beutelt: Es wird schon wieder bergauf gehen!

Dann geht er und sieht sich die Wirtschaft an.

Traurig sieht sie aus. Leer steht der Stall. Leer im Hof ist die Mistkuhle, zerrieselt der Brunnenrand und der gemauerte Wassertrog, abgebröckelt am Stall der Bewurf, und Ziegel fehlen im Scheunendach. Die Heugabel, die Hauen und Spaten lehnen verrostet im Schöpfen, im hintersten Winkel, und das Pferdegeschirr hängt spröd und brüchig am Pfosten und riecht nach Schimmel. In den grossen Kornkisten auf der Aufstube liegen nur ein paar Krümel Maudreck, und der B-Bass daneben, das dicke Bombardon, hat sein Funkeln verloren, ist blind und stumm geworden. Jahrelang hat der Schieben-Misch darauf geblasen, hat sozusagen die ganze Adjuvantenmusik zusammengehalten damit – und jetzt, wie er an den Klappen fingert, sind sie festgeklemmt vor lauter Grünspan. Krieg ist halt Krieg.

Am längsten bleibt er im Garten. Im Garten stehen die Apfelbäume. Seine

Apfelbäume, die er über alles liebt. Mit eigener Hand hat er sie gesetzt. Lange Zeit ist vergangen seither, und eine schöne Zeit war es. Der Vater und die Mutter waren noch am Leben und die Sara eine junge und gesunde Frau. Es war Frieden auf Erden. Wie gut erinnert er sich daran! Schöne gesunde Bäumchen, Jonathan und Batul und Stettiner. Aus bester Zucht. Und wie hat er sie besorgt und wie sich gefreut mit seiner Sara, als er den ersten reifen Apfel mit ihr geteilt! – Und jetzt? Es schneidet ihm ins Herz, wie er sie wiedersieht, seine Bäumchen. Ganz verwildert und zerzaust stehen sie da, und in den Astwinkeln bauschen sich dick die Madengewickel. Nur an einem einzigen Ast hängt noch ein letzter feuerroter, aber schon ganz verhutzelter Jonathan. Der Schieben-Misch pflückt ihn und beisst hinein. Er schmeckt sauer, wie wilde Waldäpfel, und man bekommt lange Zähne davon. Dennoch freut sich der Misch, dass er wieder mit den Händen über die rauhen Stämme streicheln und nach so vielen Jahren zum erstenmal wieder ein Zigarettchen rauchen kann auf der Bank hinten im Garten am Schwarzbach, hart am Ufer. Zwei Handvoll Tabak und ein paar Blättchen hat er noch in seiner Tabaksdose – diese Tabaksdose... er schüttelt den Kopf, dieses einzige Stück Erinnerung an den Krieg, gekauft in einer Trafik, wo nur? irgendwo in Slowenien, und überhaupt ist es ein Wunder, dass man noch lebt und wieder zu Hause ist, wenn man so überlegt, wie viele gefallen sind, verscharrt irgendwo in fremder Erde... Und die Schogerin, lebt die noch, gibt es noch Tabak in ihrem Gewölbe?

Die Sara sitzt neben ihm, wie ein schwindsüchtiges Huhn mit zusammengesetzten Schultern, und sieht ihn an.

Vor dem Krieg hat er wegen einem weggeworfenen Nagel mit ihr krakeelen können. Und jetzt fragt er nach Tabak!

Der Misch starrt in das fließende Wasser. Wie das so vorbeiplätschert und gluckst und wie die herbstgoldenen Weidenblätter auf den Wellchen vorbeitanzen: Wenn man ihnen lange zusieht, kommt Ruhe in die Gedanken.

Wozu krakeelen? Die Sara soll auch nicht traurig sein. Gleich morgen wird er mit der Arbeit anfangen. Sie wird schon sehen: Bis zum Frühjahr schafft er es!

«Ja», sagt endlich auch die Sara leise – wenn nur auch der Sohn, der Thummes, wiederkäme. Damit sie leichter sterben kann.

Da wird der Misch richtig zornig. Weil sie solche Dummheiten redet.

Viel Unordnung ist in der Welt.

Nach einem Krieg ist immer viel Unordnung in der Welt. Und keine Gewiss-

heit über den kommenden Tag, über das kommende Jahr. Das grösste Übel ist die Politik. Man weiss nicht mehr, wer Herr im Land ist, nicht mehr, ob die alten Gesetze noch gelten, nicht mehr, was mit der Monarchie passieren wird. Der Franz Joseph ist längst tot, und der Wilhelm hat schmachlich abgedankt; in Paris oder in irgendeiner anderen, tausend Kilometer weiten Stadt sitzen irgendwelche Franzosen und Engländer, Italiener und Amerikaner, sie freuen sich über ihren Sieg und tüfteln neue Grenzen aus, die grosse Revolution aber, welche die russischen Bolschewiken gemacht haben, geht wie ein Geschwür durch alle Länder. Im Juli haben die Russen den Nikolaus, den Zaren, erschossen, in Jekaterinburg, mit seiner ganzen Familie, na gut, das sind die Russen, die haben genug mit sich selber zu tun und Jekaterinburg ist weit weg von Kleinsommersberg, aber Budapest ist nahe, ist immer noch die Hauptstadt, und was da passiert, ist wahrlich schrecklicher: Noch keine Woche seit man wieder zu Hause ist, und da ermorden sie auch den Tisza!

Zwei Exemplare vom «Tageblatt» bringt die Post nach Kleinsommersberg – eins für den Reicheln-Karl, das andere für die Schoger-Witwe. Die sitzt wie ein Nachtvogel in ihrem Gewölbe zwischen ihren Lampenzylindern und Peitschenstielen, zwischen Kerzen und Zündhölzchen, Zigaretten und Fliegenpapier und wartet auf Kundschaft. Aber auch die ist rar geworden, und auch das kommt vom Krieg; wer kauft schon Peitschenstiele, wenn es kaum noch Pferde gibt in Kleinsommersberg!

Hingegen diese Unruhen in der Welt, die erfährt man nur durch die Zeitung. Die Schogerin selber braucht sie zwar nicht, sie hat schwache Augen, das Lesen macht ihr Mühe, aber man kommt ja nicht nur zum Kaufen zu ihr, man trifft auch mit Nachbarn zusammen, man politisiert, es ist gut, wenn man dabei auch einen Blick in die Zeitung werfen kann, und heute, an diesem zweiten November, kommt überhaupt keiner zum Kaufen, alle nur weil sie es mit eigenen Augen lesen wollen, schon gestern, mit dem Abendzug, ist die Zeitung mit der schrecklichen Nachricht gekommen, es hat sich auch sofort in ganz Kleinsommersberg herumgesprochen: István Tisza ermordet. Von meuternden Soldaten. In Budapest! Aber wieso? Der ist doch längst nicht mehr Präsident, ist doch schon vor einem Jahr zurückgetreten, und warum umbringen, und was für Meuterer?

Es werden Serben gewesen sein, sagt der Gergesch-Valten, der Unteroffizier, oder Tschechen, oder Slowaken, Rache, wegen der Unterdrückung! Hat er

nicht auch die Siebenbürger Sachsen unterdrückt!

Und der neue, der Károly, wird der uns nicht auch unterdrücken? fragt der Schieben-Misch.

Der Károly wird froh sein, wenn er überhaupt Präsident bleibt, sagt der Mohn-Lienerth, und überhaupt kommt alles von dieser russischen Revolution, von diesem Bolschewikengesindel.

Und der Balthes-Hans sagt gar nichts, er schüttelt nur den Kopf. Und man geht auseinander und ist doch um nichts gescheiter geworden.

Am nächsten Tag aber gärt das Geschwür sogar in der nahen Stadt. Mitten in der Nacht hat das Gesindel die «Uhren und Goldwaren» vom Herrn Mess am Rathausplatz geplündert, die Auslagen mit Ziegelsteinen zerdeppert und die Möbel lädiert! Bolschewiken. So steht's, mit allen Einzelheiten und mit dem Schaden, summa-summarum, im «Tageblatt».

Der Schieben-Misch, sein Nachbar, der Mohn-Lienerth, und der Balthes-Hans sitzen bei ihrem Frontkameraden, dem Gergesch-Valten, der über den Gartenzaun mit dem Reicheln-Karl, dem Herrn Kurator, benachbart ist, und der borgt ihm gern das «Tageblatt», sobald er es selber gelesen hat.

So sitzen sie jeden zweiten Abend bei ihm, weil man so ja doch besser politisieren kann als bei der Schogerin, und hoffen, dass sie doch endlich eine Zeile Gewissheit finden werden, aber Gewissheit finden sie auch beim Valten nicht.

Denn bei allem Elend, bei aller Not, die sie zu Hause vorgefunden, ist das Schlimmste ja doch dies grosse Durcheinander in der Welt. Zu Haus, in der eigenen Wirtschaft, auf dem eigenen Hof, kann's kaum noch schlimmer werden, als es in den letzten Jahren war, schon allein darum, weil die Weiber sich doch nicht mehr allein plagen müssen – was nützt aber alle Plage, wenn die grosse Ungewissheit nur zunimmt? Der Kaiser Wilhelm ins Exil gegangen, nach Holland, und viel vom amerikanischen Präsidenten ist jetzt die Rede, vom Wilson und wie der sich für einen neuen Weltfrieden vierzehn Punkte ausgedacht hat, irgendeiner davon, so scheint es, hat auch mit Siebenbürgen zu tun, also auch mit Kleinsommersberg – nur was?

Das weiss nicht einmal das Tageblatt, konstatiert der Mohn-Lienerth pessimistisch, es weiss ja nicht einmal, wie es mit den Steuern bestellt sein wird, wie mit dem Markt, wie mit den Preisen in der Stadt? Und wie mit der Obrigkeit? – Aber hat man überhaupt eine Obrigkeit? Nichts hat man! Und da soll man sich wundern, dass sogar im eigenen Land solche Sachen vorkommen wie im Uhrengeschäft vom Herrn Mess auf dem Rathausplatz?

«Jaja», sagt der Gergesch-Valten und legt die Zeitung vor sich auf den Tisch. «Wenn das so weitergeht, wird bald nicht einmal mehr die Polizei mit diesem Gesindel fertig. In einer Nacht wird so viel gestohlen, wie unsereiner in seinem ganzen Leben nicht zusammenbringt. Hast du noch ein wenig Tabak, Misch?»

«Bist zu faul, in die Stube hineinzugehen, he?» fragt der Schieben-Misch zurück, denn er weiss genau, dass der Valten sich nur aus Geiz keine eigenen Zigaretten dreht; an der Front hat er's auch so gehalten.

«Der Schlag soll mich treffen, wenn ich welchen drüben hab'», verschwört sich der Valten und schluckt seine Spucke hinunter.

«Wirst ihn ja im Klosett versteckt haben, Herr Unteroffizier», sagt der Misch kameradschaftlich und reicht dem Valten die Tabaksdose, welche er in einer slowenischen Trafik gekauft hat.

Und der Mohn-Lienerth lacht so laut, dass das Flämmchen im Lampenzylinder erzittert und der Misch fast erschrickt darüber, denn bei seinem Nachbarn ist das Lachen eine Seltenheit. Er hat zuviel Magensäure und zuviel Pech gehabt im Leben. Spät geheiratet, zwei Kinder beim grossen Scharlach im neunundneunziger Jahr verloren – damals, wie auch dem Misch der kleine Martin und die Lissi gestorben sind – und kurz vor dem Krieg auch die Frau begraben. Alles ist ihm schiefgegangen im Leben, weil er halt immer zuviel herumexperimentiert hat. Auch heute noch schüttelt man in Kleinsommersberg den Kopf, wenn man sich an seinen Mohn-Rappel erinnert; andere haben Korn und Kukuruz und Kartoffeln gebaut, er aber hat, wie zum Trotz, Mohn anbauen wollen! Einundeinviertel Joch Grund hat er, also einen richtigen Hungerleidergrund, und auf drei Vierteln davon hat er in jenem Jahr Mohn züchten müssen. Seit Kleinsommersberg steht, hat noch niemand Mohn angebaut, er aber, der Lienerth-Hans – weiss der Teufel, welcher Apotheker ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt –, hat Mohn säen müssen! Geplagt hat er sich wie Israel in Ägypten, und was hat er gehabt davon? Einen Dreck mit einem Zipfel (um Pardon zu bitten). Und seinen Spottnamen. Und wie er's im Vierzehner mit irgendeinem Spezialbürstenstroh versucht hat, zum erstenmal mit einem wirklich rentablen Experiment, hat er für das Vaterland ins Feld ziehen müssen, weil er erst 48 Jahre alt war; und das Bürstenstroh ist ihm auf dem Halm verfault. – Und jetzt politisiert er. Mit derselben Passion, mit der er früher seine Experimente angestellt hat.

Er langt nach der Zeitung, zieht die Petroleumlampe näher, blättert, verzieht sein verschrumpeltes Gesicht, «nichts Gescheites», konstatiert er verdrossen und schiebt die Zeitung wieder beiseite. Er ärgert sich, weil auch heute wieder

nichts über den amerikanischen Präsidenten Wilson und seine europäischen Punkte drinsteht. Und von der Selbstbestimmung, von der man immer noch nicht genau weiss, was es damit auf sich hat. – Und warum denn der Balthes die ganze Zeit schweigt? Er war doch heute beim Albu-Ion, sich eine Speiche ins Rad einsetzen lassen – da stehen ja immer welche von diesen Rumänen herum, und ob er nicht ein wenig die Ohren aufgesperrt hat, he?

Der Balthes richtet sich allmählich aus seiner Versunkenheit auf. Er blinzelt, weil er zu lange ins Flämmchen gestarrt hat, und macht ein zergrübeltes Gesicht.

«Ich verstehe doch nicht Rumänisch!» sagt er gekränkt, als müsst er sich gegen den Mohn-Lienerth verteidigen. Er kann nur so viel vermelden, dass in der Schenke, in der Grossen Rumänengasse, viel Volk gesessen, und einer hat ihm auch etwas nachgeschrien, wie er vorbeigegangen ist. Und nicht gerade was Freundliches.

«Wer weiss», sagt der Mohn-Lienerth, «ob es nicht Rumänen waren, die den Tisza umgebracht haben...»

Und plötzlich schweigen alle vier.

Bis der Gergesch-Valten fragt, ob diese Selbstbestimmung wohl auch für die Rumänen gelten soll.

Und der Misch, ob wohl mehr Rumänen oder mehr Sachsen leben in der Gemeinde.

Und alle wundern sich, dass sie eigentlich nie so recht hierüber nachgedacht haben. Dann rauchen sie noch eine letzte Zigarette, und da schlägt es auch schon halb zehn vom Kirchturm. Es ist Zeit zum Gehen.

«Vergesst das Geld fürs Petroleum nicht», sagt der Misch.

«Ja, richtig, heut ist die Reihe an mir», erinnert sich der Balthes hastig und legt drei Kreuzer auf den Tisch. Und der Gergesch-Valten steckt sie ohne ein Dankeschön in die Tasche.

Den Männern geht's also um den Wilson, seine europäischen Punkte und ums Selbstbestimmungsrecht.

Den Weibern um die innere Herzensnot. Sie sind froh, wenn die Männer beim Gergesch-Valten politisieren, weil sie dann besser ihre eigenen Sorgen besprechen und einander eher trösten können. Denn beide haben's nötig, die Sara wie die Lienerth-Gret.

Sie sitzen in der Schieben-Küche, flicken an den Männerhosen herum und schweigen, bis die Sara die zwei Schritte bis zum Herd macht und noch ein Spar-

stückchen Holz anlegt oder die Gret einen neuen Faden ins Nadelöhr hineinlisset. Dann ist auf einmal ein Seufzer in der Stube. Und sogleich antwortet ein zweiter – und dann fängt das Gespräch an.

«Sei nicht traurig», vertröstet die Sara die Gret – sie wär ja noch so jung, und so viele Freuden hätt sie noch vor sich; denn sie weiss wenigstens, dass ihr Schatz, der Pitter, noch am Leben ist. Er hat doch so eine starke Natur, er wird sich schon durchschlagen. Aber sie, die Sara, was kann sie noch hoffen? Heut früh, beim Erwachen, hat sie wieder so kalte Füsse gehabt, sie weiss nicht: Kommt es vom dünnen Blut oder vom Träumen; sie hat ja keine Angst vor dem Sterben, aber wird sie ihren Sohn, den Thummes, vorher noch einmal sehen? Gestern waren es acht volle Monate, seit die letzte Post von ihm gekommen ist. Und sie weiss nicht einmal von wo. Manchmal ist ihr, als wär er tot und wartete im Jenseits auf sie, und manchmal wieder hat sie so ein sicheres Gefühl, dass auch er zurückkommen wird. Nur einmal noch möcht sie ihn lebendig vor sich sehen und seine Stimme hören; nachher will sie sich dann viel ruhiger in den Sarg legen.

«Wie redet Ihr, Nachbarin?!» sagt die Gret. Und die Sara soll sich doch nicht versündigen. Der Thummes wird gewiss bald hier sein, dann wird auch sie, die Mutter, wieder ganz gesund werden. Und sie, die Gret, wartet nicht auch sie lange genug? Seit dem sechzehner Winter, seit der General Brussilow den Pitter gefangengenommen hat, weiss sie nichts mehr von ihm. Und trotzdem hat sie die Hoffnung nicht aufgegeben. Und ob sich die Sara noch erinnert an jenes schreckliche Gewitter, wie die Pferde draussen auf dem Feld rebellisch geworden sind und nach dem Thummes ausgeschlagen haben?

«Ach ja», sagt die Sara, «ganz blau angelaufen war er nachher an der Hüfte und geschwollen – so dick! Aber auch keinen einzigen Wehelaut! Bei den schrecklichen Schmerzen! Und trotzdem die Pferde angespannt und den ganzen Wagen allein beladen und den Wiesenbaum festgebunden. Und zweimal den Weg zum Judaspfennig hinaus gemacht. Ohne ein Wörtchen zu sagen. Und wie die ersten Hagelkörner gefallen sind, war die ganze Ernte eingebracht. Dann erst ist er ohnmächtig geworden.»

«Ja», nickt die Gret und seufzt wieder, «ein tüchtiger Knecht war er, der Thummes.»

«Aber dein Pitter auch», sagt die Sara und weiss gleich eine schöne Erinnerung auch an den Pitter, und so sitzen sie beieinander und erinnern sich; die Sara mit ihrem Husten und ihren kalten Füßen an ihren Sohn, die Gret mit ihren Seufzern an ihren Schatz. Und wenn die Mannsleut, der Misch und der

Mohn-Lienerth, vom Politisieren nach Hause kommen, tut es ihnen jedesmal leid, dass es schon so spät ist und man Schluss machen muss.

So kommt der Winter heran, der erste Winter nach dem grossen Krieg. Kürzer werden die Tage und länger die Abende. Der erste Reif fällt, der November zieht seine endlosen, grauen Wolkendecken zwischen Himmel und Erde, der Regen weicht die Gassen und Steglein neben den Hofmauern auf und nimmt dem Land alle Farbe und den Herzen und Sinnen die letzte Frische.

In dieses Wetter, in all die Ungewissheit und Sorge, die gleich einer harten Heimsuchung auf der Welt lasten, kehrt endlich auch der Schieben-Thummes aus dem Krieg zurück.

Nicht umsonst hat die Sara so inständig zum lieben Herrgott gebetet: Er hat sie erhört, und darum haben ihn die Italiener auch nicht mehr schnappen können. Gerade rechtzeitig ist er ihnen entwischt, denn einige Wochen vor der Kapitulation haben sie ihm das Knie zerschossen, und so ist er in ein Lazarett nach Österreich gelangt. Dort hat er dann gehört, dass der Krieg verloren ist, und er hat sich auch bald aufgemacht, obwohl er noch nicht ganz kuriert war. Aber die Ärzte waren froh, wie er sich davongetrollt hat. Sie haben ihm auch die Krücke gelassen.

Nur in Wien bleibt er einmal stecken für zwei Tage, denn ein babylonisches Durcheinander ist auf dem Bahnhof. Ungarn und Serben, Polen, Mazedonier und Tschechen, Rumänen, Slowaken, Kroaten und Zigeuner, die ganze stolze Armee vom Franz Joseph, die ganze alte Monarchie in der Auflösung. In schmierigen, von Pulverrauch und Schweiß und Blut krustigen Mänteln, stoppelbärtig und mit einer gefährlichen Müdigkeit in den Augen, belagern sie die Züge, und der Thummes mit seiner Krücke und seinem Heldenknie wird um ein Haar in eine böse Situation verwickelt, weil er in einen Haufen Polen und Bosnier gerät. Die schlagen sich um eine Lokomotive, rabiater als im ganzen langen Krieg mit dem Feind!

Und keiner bemerkt die zwei Soldaten, die von drüben aus dem Bahnhofsgebäude herangelaufen kommen, Soldaten in den gleichen drecksteifen Mänteln, und nur die roten Bänder, die sie am linken Ärmel tragen, machen den Unterschied.

Aber um so gründlicher verschlägt's dem Thummes den Atem, wie sie auf einmal da sind und wie ein Donnerwetter in den Hader hineinfahren.

Ein paar Flüche, ein paar energische Griffe – und schon ist Ruhe und die Hitzköpfe sind getrennt!

Ob sie denn alle übergeschnappt sind? Dazu ist man vier Jahre lang Schlachtvieh gewesen, dass man sich jetzt, wo endlich der ganze Stall zusammenkracht und die Freiheit vor einem steht, selber an die Gurgel fährt, Herrgottnochmal! Vier Jahre lang für die Herren Barone und Exzellenzen im Dreck gelegen, und ausgerechnet jetzt, anstatt abzurechnen mit ihnen, jetzt, wo endlich alles reif ist zum Gefecht gegen die ganze Herrenwirtschaft, erschlagen sie sich untereinander. Und warum? Wegen einer Lokomotive! Und was wollen sie eigentlich, in drei Teufels Namen?

«Nach Hause!» – so schreien die Polen.

«Nach Hause!» – so schreien die Bosnier.

Und siehe, da erst bemerkt der Thummes, dass der eine von den beiden Soldaten mit den roten Armbinden ein Pole ist und der andere ein Serbe; denn der eine verhandelt mit den Polen polnisch und der andere mit den Serben serbisch.

Und da erfängt sich auch der Thummes aus seiner Verdatterung und sagt: «Transsylvania.»

«Magyar vagy, elvtárs?» fragt ihn der eine.

«Sprichst du Deutsch, Genosse?» der andere.

Gottseidank! – Und der Thummes geht mit ihnen.

Sie gehören zum Soldatenrat. Der Thummes weiss aber nicht, was das ist, und darum – bei allem Respekt für ihre gesunde Praxis vorhin – fürchtet er sich ein wenig. Zumal nachher, wie sie etwas von ihm wollen, was er ganz und gar nicht will: nämlich, dass er vorläufig dableiben soll. Denn sie hätten ein anständiges Lazarett in einem Keller und dort könnt er sich ganz auskurieren. Nachher aber soll er mit ihnen Revolution machen. Sie wären nämlich Arbeiter, also seine Brüder, die genauso wie er, der Bauer, im Schweisse des Angesichts ums tägliche Fressen sich krummgeschunden haben; und ihre Sache wär auch seine Sache. Ist es nicht so?

In einem Wartesaal sitzt der Thummes, wo gleich ein ganzer Haufen Soldaten solche roten Bänder um den Ärmel hat. Viele Ungarn und Österreicher sind darunter und reden auf ihn ein. Er hört sie auch an und trinkt Schnaps mit ihnen, reihum aus einer Flasche. Es sind ja auch allerhand schöne und geschickte Sachen, die sie ihm da erzählen. Von der Gerechtigkeit und einem neuen Regiment, wo jeder nach seiner Arbeit geehrt werden soll und kein Platz sein wird für Nichtstuer. Und dass es jetzt auf jeden einzelnen ankam. Auch auf ihn, den Thummes! Und dass er nicht so unruhig sein soll, denn vor morgen früh

geht ja doch kein Zug nach Siebenbürgen; erst kommen noch zwei polnische Transporte und dann einer nach Prag an die Reihe. Und die anderen Züge, die sind reserviert für die Revolution! Vom Soldatenrat, vom Bahnhofskommando. So – das ist das Programm. Die Belgrader Garnitur trifft erst in neun Stunden ein. Und bis dahin soll der Genosse Thummes ein wenig in diesem Büchlein blättern.

Aber der Thummes tut das nicht. Er ist zu müde. Immerhin steckt er es in die Tasche und arrangiert sich in einen Winkel hinein, wo er erst einmal schlafen wird. Sind ja ganz brave Seelen, dieser Soldatenrat, und der Vorschlag mit dem Lazarett war ja gewiss gut gemeint, und der Schnaps lässt ihn sogar das abscheuliche Reissen im Knie ein wenig vergessen. Die Revolution – na ja, es sind halt doch nur Arbeiter, leben so aus der Hand in den Mund. Und wenn sie die Exzellenzen verjagen wollen – Gott soll ihnen verhelfen dazu! Aber ohne den Schieben-Thummes aus Kleinsommersberg! Er ist sein eigener Herr – er war's wenigstens bis zur Generalmobilmachung – und wird es wieder werden. Und wenn's auch nur vier Joch Acker sind und drei Wiesen, die er mit seinem Vater zu bestellen hat, das ist gerade genug! Er braucht niemanden zu kajulieren und niemanden zu fürchten – und keine Revolution.

So, Genossen – und gute Nacht jetzt!

Den Guten Morgen, den pfeifen ein paar Kugeln. Und ein paar Maschinengewehre sekundieren, und taumelig, wie der Thummes noch ist vom Schlafen, glaubt er, es war ein Angriff, und will nach seinem Gewehr greifen – und langt nur nach der Krücke. Das macht ihn wach. Ganz winzig wird ihm das Herz vor Besorgnis – aber das Geschieße dauert nicht lang. Der Thummes kann also vorsichtig bis zum Fenster hinken und einmal nachsehen, was sich auf dem Perron tut.

Ein Zug steht draussen, gerade ist er eingefahren. Und ein grosses Getümmel ist an den Türen. Unten stehen diese Genossen mit den roten Armbinden, aus den Türen aber steigen der Reihe nach, wie beim Schafezählen, die Offiziere. Und die Genossen nehmen ihnen die Pistolen und die Portepees ab und reissen ihnen die Sternchen vom Kragenspiegel herunter.

Dann geht die Tür zum Wartesaal auf. Zwei vom Soldatenrat kommen herein und tragen – der Thummes erschrickt wie über eine Erscheinung – den Kameraden, der ihn gestern gefragt hat: Sprichst du Deutsch? Ist er tot? Die beiden aber, die ihn tragen, sind aus dem Haufen, der sich so rabiät geschlagen hat, und auch sie tragen jetzt das rote Zeichen am Arm.

Gleich darauf kommandiert eine Stimme draussen: